

Leidfaden

FACHMAGAZIN FÜR KRISEN, LEID, TRAUER



Flucht vor der Heimat – ewige Trauer oder Aufbruch zu neuen Ufern?

Beate Mitzscherlich Heimatverlust und -wiedergewinn Heiderose Gärtner-Schultz Die spirituelle Dimension von Heimat Annelie Keil Eine Heimat für das Leben Ann-Carolin Boddenberg Notfallseelsorge bei Flüchtlingen Brigitte Buermann »Heimat ist kein Ort, Heimat ist ein Gefühl«

Leidfaden.ACADEMY

TAGUNG

„HOFFNUNG – EIN DRAHTSEILAKT“

Die Zeitschrift **Leidfaden. Fachmagazin für Krisen, Leid, Trauer** versteht sich als Fortbildungsorgan für all diejenigen, die Menschen in Krisen und Trauer therapeutisch, medizinisch oder seelsorgerlich begleiten. Mit der ersten Tagung für diese Zielgruppe greifen die Herausgeber das zentrale Thema „**Hoffnung**“ auf, das in 8 Vorträgen und 11 Workshops aus der Perspektive verschiedener Disziplinen vorgestellt und für die Praxis erarbeitet wird.

ZIELGRUPPE	Trauerbegleiterinnen, Hospiz- und Palliativmitarbeiterinnen, Lebensberater, Seelsorger
TERMIN	10.03. – 11.03.2017
BEGINN	10.30 Uhr, Ende: 14.00 Uhr
TAGUNGSLEITUNG	Lukas Radbruch und Monika Müller
WEITERE REFERENTEN	Martina Kern, Alfried Längle, Luise Reddemann, Franziska Röseberg, Matthias Schnegg
ORT	Universitätsklinikum Bonn, Venusberg
GEBÜHR	€ 180,-

FRÜHBUCHERPREIS € 140,- bei Anmeldung bis 1.12.2016

ANMELDUNG BIS	01.02.2017, Leidfaden Academy, Sabine Wehner (s.wehner@v-r.de)
VERANSTALTER	Leidfaden Academy
IN KOOPERATION MIT	Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn (Lehrstuhl für Palliativmedizin), ALPHA Rheinland, Bundesverband Trauerbegleitung e. V.

Das Programm der Tagung finden Sie hier:

www.v-r.de/leidfaden-tagung

Leidfaden.ACADEMY

Heimat ist ein hochaktuelles Thema, das wissenschaftlich immer dann besonders beachtet wird, wenn sich durch Migration kaum zu bewältigende Veränderungen ergeben wie im Zuge des Krieges im ehemaligen Jugoslawien oder derzeit in Afghanistan, in den arabischen und afrikanischen Staaten.

Unsere Autorinnen und Autoren beschäftigen sich mit der grundlegenden Frage, ob Heimat der Ort der Geburt und der Kindheit ist oder der Ort, an dem man sich wohlfühlt, Erfolg und Freunde hat (Artikel von Beate Mitzscherlich). In letzterem Fall könnte der Begriff auf jeden Ort der Erde zutreffen und nicht nur geografisch geprägt sein, sondern auch zum Beispiel mit dem Arbeitsplatz identifiziert sein (Artikel von Christoph Werner) oder mit dem Ort, an dem ein Mensch sich willkommen fühlt (Artikel von Brigitte Buermann) oder spirituell eingebunden (Artikel von Heide-rose Gärtner-Schultz). Andererseits wird Heimat über weite Strecken des Lebens als unveränderlich erlebt, wenn wir sie als das ansehen, was die Basis unseres Lebens darstellt: unseren eigenen Körper (Artikel von Annelie Keil). Schwere Verletzungen und körperliche Erkrankungen zeigen, wie stark unser Gefühl, im eigenen Körper zu Hause zu sein, hiervon beeinträchtigt sein kann (Artikel von Samira Akasmou).

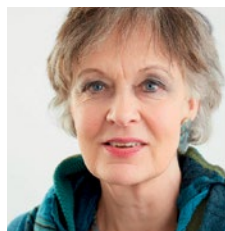
Mit der Frage der Migration beschäftigen sich die Artikel von Haci-Halil Uslucan und Azra Dzajic-Weber zur Lebenswelt einer zweiten Generation von Migrantenfamilien. Ann-Carolin Boddenberg schildert eindrucksvoll den Umgang mit traumatisierten Migrantenfamilien in der Notfallseelsorge und die immensen psychischen Belastungen der eingesetzten Fachkräfte. Ferner gibt es in diesem Heft persönliche Berichte von Migranten aus Kriegsgebieten in jüngster Zeit (Sawsan Teba), von Migranten aufgrund einer Umweltkatastrophe (Nao Honekamp-Yamamoto) oder von Migranten aus einer heute eher ungefährdeten Situation (Ewa Kulisch).

Wie verändert sich das Heimatgefühl, wenn sich die Heimat verändert (Artikel von Hansi-Christiane Merkel)? Und was bedeutet es für die Persönlichkeitsentwicklung, als Kind in einen anderen Kulturkreis hinein adoptiert zu sein (Artikel von Gina Hallström)?

Wo und wie ein Mensch sich beheimatet, ist eine individuelle Herausforderung (Artikel von Alev Tekinay), die sich an den Wendepunkten des Lebens immer wieder neu stellt mit den unterschiedlichsten Sinnfragen, mit Gefahr und Chance. Doch allein ist all das nicht zu leisten. Als Beziehungswesen sind wir sozial und kollektiv in historische, gesellschaftliche und kulturelle Kontexte eingebunden (Artikel von Milena Klose). Umso erstaunlicher, dass Heimweh in der Trauerbegleitung weniger Beachtung findet (»Aus der Forschung« von Heidi Müller und Hildegard Willmann) oder in der Beratung (Fortbildungseinheit von Katalin Kóródi).

Der Verlust von Heimat, dessen ganz unterschiedliche individuelle Bearbeitung in Trauerprozessen zum Teil über Generationen hinweg, ist der rote Faden aller Beiträge dieses *Leidfaden*-Themenheftes, betrachtet aus wissenschaftlicher oder persönlicher Perspektive, aus der praktischen Arbeit und in Form einer systemischen Fortbildung.

Da stellt sich uns doch die Frage: Was macht Sie heimatlos? Max Frisch hat hierzu einen Fragebogen verfasst, den Sie auf den Seiten 76/77 finden.



Petra Rechenberg-Winter



Arnold Langenmayr



4 Beate Mitzscherlich | Heimatverlust und -wiedergewinn

Inhalt

1 Editorial

4 Beate Mitzscherlich
Heimatverlust und -wiedergewinn

14 Annelie Keil
Eine Heimat für das Leben

19 Heiderose Gärtner-Schultz
Die spirituelle Dimension von Heimat

24 Azra Dzajic-Weber
Kofferkinder und der schwierige Umgang mit Heimat

30 Ann-Carolin Boddenberg
Notfallseelsorge bei Flüchtlingen

36 Nao Honekamp-Yamamoto
Multiple Heimatverluste im Nordosten Japans nach der »3.11.-Katastrophe«

42 Christoph Werner
Arbeitsplatzverlust als Heimatverlust

47 Hansi-Christiane Merkel
Zwischen Herkunft und Heimat – zwischen Verlassen und Verlust

54 Haci-Halil Uslucan
Wann ist die Seele zu Hause?



19 Heiderose Gärtner-Schultz | Die spirituelle Dimension von Heimat

24 Azra Dzajic-Weber
Kofferkinder und der schwierige Umgang mit Heimat





61 Samira Akasmou
Trauer bei Verlust von körperlichen und geistigen Fähigkeiten – der Heimat in uns selbst

64 Brigitte Buermann
»Heimat ist kein Ort, Heimat ist ein Gefühl«

69 Gina Hallström
»Adoption/Adoptivfamilie/Land/Heimat«

73 Sawsan Teba
Ersatzheimat ... gibt es keine

76 Max Frisch
Fragebogen »Heimat«

78 Ewa Kulisch
Emigration gleich Heimatverlust?

83 Alev Tekinay
Die Deutschprüfung

84 Milena Klose
HEIMAT

88 Aus der Forschung: Heimweh: Was sagt die wissenschaftliche Literatur über dieses Phänomen?

89 Fortbildung: »Heimat – Kultur«

95 Rezension

98 BVT-Nachrichten

102 Nachruf

103 Vorschau

104 Impressum

84 Milena Klose | HEIMAT



Heimatverlust und -wiedergewinn

Psychologische Grundlagen

Beate Mitzscherlich

Wenn Heimatverlust als Problem in der psychotherapeutischen oder Beratungspraxis auftaucht, kann das sehr unterschiedliche Facetten haben: Zum einen ist dieser ein faktisches Problem von Menschen, die aufgrund von Krieg, wirtschaftlicher Not oder unmittelbarer Bedrohung von Leib und Leben ihre Heimat verlassen mussten und dort nicht nur Besitz, sondern häufig auch Angehörige und Freunde zurückgelassen oder verloren haben. Zum anderen – dies oft erst nach einer Phase der mehr oder weniger erfolgreichen Anpassung an die neuen Lebensumstände und der mehr oder weniger gelungenen Integration – brechen alte traumatische Ängste auf und es wird erkennbar, dass mit dem Verlust von Haus oder Land und selbstverständlicher sozialer und kultureller Einbindung Menschen in den Grundfesten ihrer Person erschüttert sind.

Das betrifft nicht nur die Flüchtlinge oder Migranten selbst, sondern oft auch noch die zweite oder dritte Generation ihrer Nachkommen, für die das Zerrissensein zwischen einer neuen und der alten Heimat, das Gefühl, nie wirklich angekommen zu sein oder ankommen zu dürfen, oder einfach nur das Gefühl einer schmerzhaften Leerstelle mit dem Begriff von Heimat assoziiert sind. Diese grundsätzliche Erfahrung teilen die Nachkommen der aus Deutschland vertriebenen jüdischen Deutschen mit Nachfahren der Heimatvertriebenen aus Breslau oder Lemberg und mit vielen, schon vor Jahren oder erst vor einigen Monaten nach Deutschland gekommenen Flüchtlingen oder Migranten.

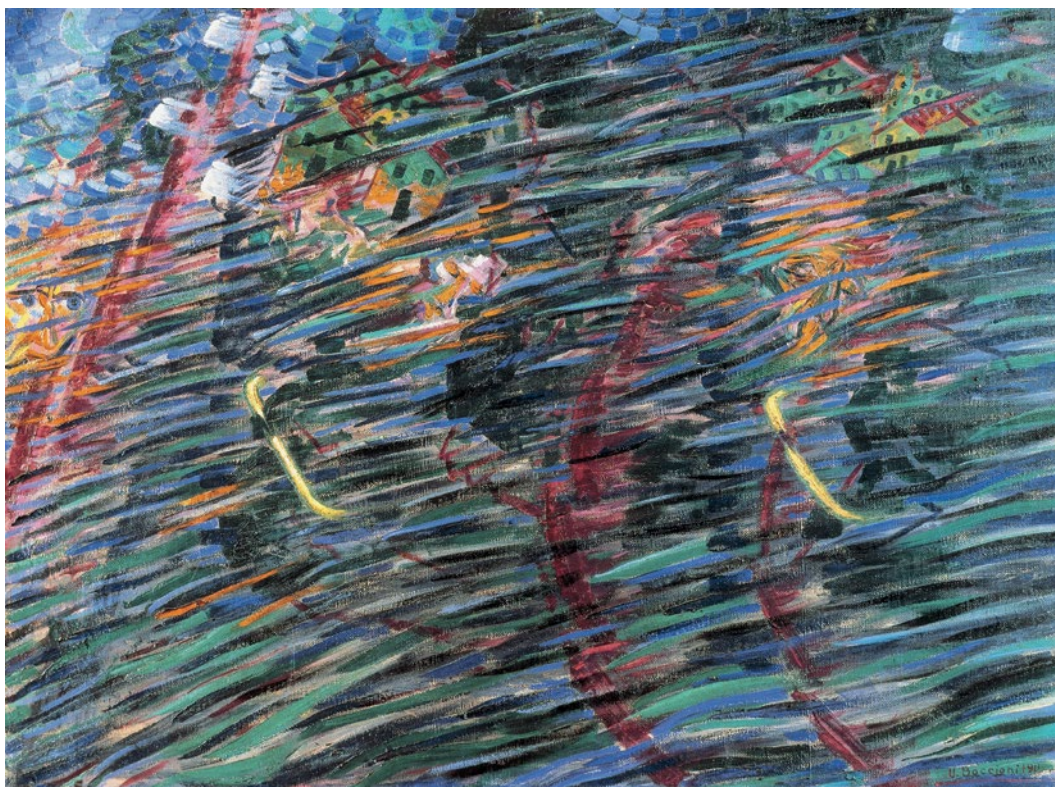
Doch benutzen gelegentlich auch Menschen, die keine offensichtliche Migrationserfahrung haben, in der Beratungspraxis den Satz »Ich habe

meine Heimat verloren!« auf eine eher symbolische Weise, nach dem Scheitern von Beziehungen, dem Verlust naher Menschen, beruflichen und spirituellen Krisen oder anderen Erfahrungen, die mit dem Gefühl von Kontrollverlust, Isolation oder dem Sich-abgetrennt-Fühlen von signifikanten Anderen einhergehen.

Ziel dieses Artikels ist es, nach dem Wesen der psychologischen Konstruktion von Heimat und Heimatverlust zu fragen und damit auch nach Ansatzpunkten für psychosoziale Unterstützung, psychologische Beratung und Psychotherapie.

Heimat als historischer und politischer Begriff

Dazu ist zunächst ein kleiner Exkurs in die Begriffsgeschichte des Heimatbegriffs erforderlich. In der deutschen Sprache war Heimat bis ins 18. Jahrhundert hinein ein Synonym für Grundbesitz in einer – meist dörflichen – Gemeinde; an den Besitz von Grund und Boden in einer Gemeinde war lange nicht nur das Wahlrecht, sondern bis zur Bismarck'schen Reform der Sozialgesetzgebung auch das »Heimatrecht«, der Versorgungsanspruch im Fall von Armut, Alter, Krankheit, Verwitwung und andere Unglücksfälle geknüpft. Heimat war anfangs also eher ein ökonomischer und juristischer Tatbestand: »Die neue Heimat kostete ihn wohl 1000 Gulden!« heißt es noch bei Jeremias Gotthelf. Einen Menschen als »heimatlos« zu bezeichnen hieß also in erster Linie, dass er arm und damit rechtlos war. Allerdings wurde bereits im 18. Jahrhundert auch die »Nostalgie«, die »Heimwehkrankheit« bei Schweizer Söldnern beschrieben, als eine nicht nur den



Umberto Boccioni, States of Mind (I), Those who Go, 1911 / Museo del Novecento, Milan, Italy / De Agostini Picture Library / Saporetti / Bridgeman Images

eigenen Hof, sondern auch die heimatlichen Berge, Lebensweise, Lieder und Dialekte umfassende »krankhafte«, Kampfkraft und Korpsgeist schwächende Sehnsucht.

Das mit dem Begriff der Heimat verknüpfte Bild einer bäuerlich-sesshaften Lebensweise und derer archaischer Abläufe wurde mit dem Beginn der Modernisierung und Industrialisierung zunehmend obsolet. Hier begann nicht nur die Romantisierung, sondern auch die Psychologisierung des Begriffs. Der von bäuerlicher Arbeit befreite Bürger erging sich in der Heimat, betrachtete sie, widmete ihr Verse, sehnte sich nach ihr ... aber er war mit ihr nicht mehr in einem alltäglichen, praktischen Arbeits- und Lebenszusammenhang verbunden. Die Vorstellung von Heimat, die oft romantisch dörflich oder ländlich geprägt blieb, wurde in die Innenwelt der bürgerlichen Subjekte verlegt. Nur hier war sie kontrollierbar, während in der deutschen Kleinstaat-Realität die faktischen Bürgerrechte – auch im Vergleich zu anderen europäischen Nationen

Mit dem Verlust von Haus oder Land und selbstverständlicher sozialer und kultureller Einbindung sind Menschen in den Grundfesten ihrer Person erschüttert.

oder gar Amerika – eher schwach entwickelt blieben. Viele verarmte Bauern zogen in die Städte oder wanderten gleich nach Amerika aus, das Heimatrecht wurde in der neuen Sozialgesetzgebung abgelöst durch den Versorgungsanspruch am Wohnort, das Proletariat entstand, der wirtschaftliche Aufschwung führte zum schnellen Wachstum der Städte. Heimat blieb etwas für die (auf dem Land) »Zurückgebliebenen«, die begannen, sich in Heimatvereinen zu organisieren und dort regionale Besonderheiten von Wirtschaftsweise, Hausbau, Tracht und Dialekt zu »pflegen« oder auch nur noch zu archivieren, ehe sie völlig verschwanden.

Am Ende des 19. Jahrhunderts versuchte der Nationalismus, die ursprünglich an das eigene Ackerland und die Zugehörigkeit zur dörflichen Gemeinschaft geknüpften Emotionen an das große Ganze der Nation zu binden, Heimat wurde ideologisch besetzt beziehungsweise zur Vaterlandsliebe deklariert, was wenig später dazu führte, dass man für die Heimat in Russland,



Vincent van Gogh, Landscape with House and Ploughman, 1889 / State Hermitage Museum, St. Petersburg, Russia / Bridgeman Images

Frankreich oder Nordafrika kämpfen und auch sterben musste, während Frauen und alte Menschen an der »Heimatfront« mehr schlecht als recht die Versorgung aufrechterhielten oder in Munitions- und Textilfabriken den Nachschub für den Krieg sicherten.

Nach dem Zweiten Weltkrieg und den im Namen der Vaterlandsliebe begangenen Kriegsverbrechen war der Begriff von »Heimat« im wahrsten Sinne des Wortes »verbrannt«, nicht nur symbolisch, sondern auch faktisch. Angesichts von Millionen Toten, zerstörten Städten und einem großen Anteil von Heimatvertriebenen verschwand der Begriff von Heimat für eine Zeit aus dem politischen Diskurs, um umso üppiger im Umfeld der scheinbar politisch harmlosen Sehnsüchte zu wuchern: Heimatfilme und Heimatromane der Nachkriegszeit zeichneten eine harmonische, unzerstörte und auch wieder dörfliche Idylle. Sie wurden massenhaft konsu-

Heimat ist der Wohn- oder Herkunftsort und dessen mehr oder weniger romantische Verklärung, die Zugehörigkeit zu Familie, Freunden oder einer anderen engen Gemeinschaft.

miert und damit wurde der Heimatbegriff auch zunehmend kommerziell besetzt. Dahinter stand vor allem das Bedürfnis nach einer heilen Welt als Ausgleich für die Erfahrungen von Zerstörung und die Anstrengungen des Wiederaufbaus, hinter denen auch Fragen nach eigener Schuld und Mitverantwortung verdrängt wurden (Mitscherlich und Mitscherlich 1967).

Politisch wurde Heimat in Westdeutschland nur noch im Umfeld der Vertriebenenverbände thematisiert, deren Gefühl von einer ungleichen Verteilung der Belastung aus den Kriegsfolgen erst mit dem »Lastenausgleich« und dem allgemein wachsenden Wohlstand partiell befriedet wurden. In Ostdeutschland wurden die Klagen der zu »Umsiedlern« erklärten Heimatvertriebenen einerseits durch die Zuteilung von Bodenreformland, andererseits durch das Versprechen einer besseren Welt im Sozialismus besänftigt, und wenn beides nicht half, durch politische

Einschüchterung unterdrückt; so blieb die Erzählung von der verlorenen Heimat meist privat, wurde nur im Familienzusammenhang gepflegt oder zum verbindenden Element von Diasporagemeinden (Mitzscherlich 2012).

Wiederaufbau und Wirtschaftswachstum führten auf beiden Seiten Deutschlands dazu, dass sich Sehnsüchte eher »hinaus«, auf Mobilität, Konsum und Auslandsreisen, aber auch wieder auf das »Eigenheim«, als handfesten Beleg von Wohlstand und wirtschaftlicher Sicherheit, verlagerten. Die soziale beziehungsweise integrative Dimension des Heimatbegriffs wurde erst von der ökologischen Bewegung der 1980er Jahre wieder aufgenommen, die den Heimatbegriff erstmals »von links« besetzte, den sozial geteilten und gemeinsam zu verantwortenden Nahraum als Ausgangspunkt von Weltveränderung definierten; nicht nur in Wohngemeinschaften, Wirtschaftsgenossenschaften und ökologisch orientierten Landkommunen, sondern auch in der Gestaltung und Wiederbelebung urbaner Lebens- und Sozialräume wurde Heimat als »Gemeingut« und gemeinschaftlich zu schaffender Lebenszusammenhang wiederentdeckt. In den 1990er Jahren gab es im Zuge der Wiedervereinigung ein neues Aufflackern (auch das sehr wörtlich mit brennenden Ausländerheimen) einer nationalen Euphorie von Heimat, rechte Parteien zogen nicht nur in den neuen Bundesländern mit Heimatwahlkampfplakaten in die Parlamente, die Ausgrenzung von Ausländern, auch von solchen, die schon seit zwei Generationen in Deutschland lebten, führten zur pogromartigen Übergriffen nicht nur in Rostock und Hoyerswerda, sondern eben auch in Mölln, Solingen, Hünxe.

Erst die Stabilisierung der politischen und wirtschaftlichen Situation sowie die Fokussierung auf die europäische Einigung und ein darin denkbare Europa der Regionen erlaubten kurzzeitig wieder eine Assoziation von Heimat und Offenheit. Diese allerdings ging durch die im Zuge der Globalisierung massiv wachsende wirtschaftliche und politische Unsicherheit, das Näherrücken von

Bürgerkriegen, Flüchtlingen, Terror, aber auch Banken- und Eurokrise schnell wieder verloren: Grenzsicherung, Abschottung nach außen, Ordnungsbestrebungen jeglicher Art sollen die Heimat vor unerwünschten Risiken und Nebenwirkungen der Globalisierung, der Deutschland einen Großteil seines Wohlstandes und seiner wirtschaftlichen Stärke verdankt, schützen. Von Informationsvielfalt, permanenter Selbstoptimierung und Mobilitätswängen überforderte Subjekte (Ehrenberg 2004), vielleicht aber auch nur um Arbeitsplatz, Eigenheim und eigene wirtschaftliche Sicherheit besorgte Bürger organisieren sich offen oder latent nicht nur gegen »Lügenpresse« und Politik, sondern auch gegen Menschen, die nichts mehr zu verlieren haben, weil sie schon alles/vieles verloren haben. »Dass die Einwanderer eine so starke (und oft abstrakte) Furcht bei den Einheimischen auslösen, rührt vielmehr daher, dass sie ihnen zeigen, wie relativ die an den Boden geknüpften Gewissheiten sind« (Augé 1994).

Wenn man diesen Schnelldurchlauf durch die Begriffsgeschichte Revue passieren lässt, zeigt sich, dass der Begriff »Heimat« immer dann an Anziehungskraft gewinnt, wenn die realen Verhältnisse in der Heimat eher »unheim(at)lich«, unsicher oder als beunruhigend instabil erlebt werden. Mit dem Begriff von Heimat wird nicht nur die Vorstellung eines unverletzlichen – auf Eigentum und Zugehörigkeit beruhenden – persönlichen Raumes, sondern auch die einer geordneten und allseits akzeptierten sozialen Regeln folgenden Gemeinschaft und nicht zuletzt die Vorstellung einer politisch, ökologisch und spirituell »heilen Welt« verknüpft.

Heimat in psychologischer und soziologischer Sicht

Wenn Menschen in psychologischen oder soziologischen Studien danach befragt werden, was oder wo für sie Heimat ist, finden sich auch heute noch fast alle historischen Bedeutungen des Heimatbegriffs in der einen oder anderen Form

wieder: Heimat ist der Wohn- oder Herkunftsort und dessen mehr oder weniger romantische Verklärung, die Zugehörigkeit zu Familie, Freunden oder einer anderen als vergleichsweise enge Gemeinschaft empfundenen Gruppe, mehr oder weniger starke damit verknüpfte Emotionen, Erfahrungen mit der politischen Besetzung des Heimatbegriffs, von kulturlandschaftlichen Besonderheiten und deren Folklorisierung, Erfahrungen von Ein- oder Ausgrenzung, aber auch von Vielfalt und darauf beruhenden Zugehörigkeiten. Unabhängig davon, ob mit quantitativen oder qualitativen Methoden erfragt (Mitzscherlich 2000), finden sich jedoch einige Gemeinsamkeiten immer wieder:

- Heimat wird an einen vertrauten Nahraum geknüpft. Das ist für die meisten Menschen der gegenwärtige Wohn- oder Herkunftsort (oder beide) und eventuell noch die Region. Die Verbindung mit einem Bundesland, Deutschland oder gar Europa ist erheblich schwächer und wird zumeist nicht als Heimat erlebt.

- Heimat wird im Allgemeinen mit positiven Gefühlen von Geborgenheit, Vertrautheit, Sicherheit, Aufgehobensein assoziiert. Diese sind in starkem Maß Selbstwert-stabilisierend, nur im Zuge von Ablösungsprozessen werden eher die Enge und Begrenztheit der Heimat negativ beschrieben.
- Diese Gefühle von Geborgenheit, Sicherheit und Aufgehobensein sind vorwiegend an das soziale Miteinander gebunden, Heimat haben die meisten Menschen dort, wo sie mit nahen, vertrauten Menschen – in der Familie oder bei Freunden – zusammen sein können, wo sie Zugehörigkeit und Anerkennung erfahren.
- Dennoch sprechen Menschen heute oft von mehreren »Heimaten« (was die deutsche Sprache gar nicht vorsieht, denn laut Duden ist »Heimat« ein Einzahlwort), die sie nach- oder nebeneinander haben beziehungsweise nennen, neben dem Herkunftsort oder aktuellen Wohnort andere Orte, für die sie ein Gefühl von Heimat entwickelt haben oder entwickeln könnten.



© Judith Bergmann

- Nicht zuletzt hat Heimat neben der faktischen auch eine symbolische Dimension: Nicht nur im engeren Sinn religiös gebundene Menschen beschreiben Heimat als eine eher spirituelle Erfahrung, ein Einssein mit sich oder/und der Welt, ein Zuhause-Sein bei sich und in der Welt, was gesucht, in religiösen oder spirituellen Praktiken erfahren oder eingeübt werden kann. In dieser Dimension ist der Heimatbegriff eng verknüpft mit Vorstellungen von gelungenem Leben.

Wenn wir uns die einzelnen Punkte intensiver ansehen und auf dahinterstehende psychologische Dimensionen hin befragen, wäre als erste die Frage nach der Ortsbindung oder der Bedeutung von Orten in der Biografie näher zu betrachten. Die Kulturanthropologin Ina-Maria Greverus (1972) hat über das »Prinzip Territorialität« gesprochen, das vermutlich schon verhaltensbiologisch verankert ist, bei Menschen aber damit einhergeht, dass wir nicht nur wie die meisten Tiere Reviere kennen, markieren und verteidigen, sondern Orte »kultivieren«, das heißt, uns diese nicht nur praktisch aneignen, gestalten und verändern, sondern auch mit symbolischen Bedeutungen besetzen. Das findet sich auch in vielen entwicklungspsychologischen Studien wieder, die zeigen, wie sich Kinder Orte aneignen, diese mit persönlicher Bedeutung besetzen. Im Phänomen der »Ortsbindung« (Fuhrer und Kayser 1992) lässt sich jedoch auch für Jugendliche und Erwachsene nachweisen, dass Orte, an denen man nicht nur Zeit verbracht hat, sondern auf die man das eigene Handeln, soziale Aktivitäten und Selbstbeschreibungen ausgerichtet hat, eine erheblich höhere »Bindekraft« besitzen als Orte, zu denen man nur einen passiven Bezug hatte.

Natürlich gibt es in den letzten Jahren eine Diskussion darüber, wie Mobilität und Virtualität nicht nur das Aufwachsen von Kindern beeinflussen, sondern damit auch die Bedeutung von Orten verändert wird. Während einige Autoren das Verschwinden der Orte oder zumindest einer

ganzheitlichen Erfahrung von Orten vorhersagen oder deren Bedeutungsverlust beschreiben, bestehen andere darauf, dass uns unsere Physis zwangsläufig auf die Koordinaten des physikalischen und geografischen Raumes und damit immer wieder auf Orte bezieht. Auch moderne narrationstheoretische Identitätskonzepte verweisen darauf, dass der »Schauplatz« für die eigene Lebenserzählung nicht gleichgültig ist. Heimat sind in diesem Sinn also Orte, die wir uns angeeignet haben, die durch unsere Anwesenheit verändert sind und die wir mit persönlichen Bedeutungen und Geschichten besetzt haben.

Heimat als Bindungserfahrung

Die zweite näher zu betrachtende Dimension ist das Heimatgefühl, das nicht nur in seiner grundsätzlich positiven Ausprägung, sondern auch in seiner Stärke mit anderen Bindungserfahrungen korrespondiert (beziehungsweise sich auch mit diesen überlagert, denn den Heimatort verlassen heißt in der Regel auch nahe Menschen verlassen). Hinter starken Emotionen stehen zumeist Grundbedürfnisse: Die Bewertung einer – in ihrer geografischen oder physikalischen Dimension zunächst neutralen – Umgebung als Heimat gibt in erster Linie Auskunft darüber, inwieweit sie mit Bedürfnissen des Subjekts nach Ruhe oder Abwechslung, sozialer Einbindung oder Rückzug, Aktivität oder Entspannung korrespondiert (Fuhrer und Kayser 1992). Der erste wesentliche Aspekt dabei ist Vertrautheit, eine vertraute Umgebung schafft Verhaltenssicherheit, sie ermöglicht uns weitgehend automatisiertes und darin entspanntes Verhalten. Menschen bilden auch in neuen Umgebungen sehr schnell Gewohnheiten und Rituale, eben um sich diesem entspannten Modus anzunähern. Heimat ist in dieser Hinsicht ein hoch ritualisierter Raum, in dem man sich selbst und anderen nicht (mehr) erklären muss, wer man ist und was man macht. Darüber hinaus ist Heimat ein Raum, in dem Geborgenheit erfahren werden kann. Geborgenheit ist

zunächst ein physischer Zustand, wird aber von den meisten Menschen auch mit der Erfahrung sozialen Rückhalts oder der Anwesenheit naher Personen verbunden. Heimat ist in diesem Sinn ein Ort von »Kennen, Gekannt- und Anerkanntwerden« (Greverus 1979).

Auch das Hineinwachsen in eine Familie, eine Nachbarschaft, eine soziale Umgebung ist zunächst eine entwicklungspsychologische Leistung, die auf wechselseitiger Bindung beruht und diese verstärkt. Interessant ist, dass auch Kinder, deren frühe Bindungserfahrungen eher problematisch sind, soziale Einbindung offensichtlich brauchen, anstreben, manchmal lebenslang suchen. Auch Erwachsene, die schon öfter die Erfahrung von Brüchen, Trennungen, Verlusten in ihrem sozialen Umfeld gemacht haben, streben nach einer gewissen Stabilität ihrer sozialen »Koordinaten«, den Menschen, die sie in der Welt verankern und für die sie selbst Bedeutung haben. Ein Umzug, Migration, Flucht oder Vertreibung zerstört in erster Linie dieses soziale Koordinatensystem. Sich am neuen Ort zu orientieren, eine neue Lebensstruktur aufzubauen, soziale Regeln zu lernen ist in psychologischer Hinsicht aufwendig genug; aber das Gefühl von Zugehörigkeit wiederzuerlangen ist oft eine generationsübergreifende Aufgabe, nicht nur auf Seiten der Zugewanderten, sondern auch auf Seiten des Aufnahmelandes beziehungsweise der »autochthonen« (das heißt ja meist nur früher zugewanderten) Bevölkerung, die ebenfalls lernen muss, von sich verschiedene Menschen als »Ihrige«, als Teil der Gemeinschaft zu betrachten.

Wie stark ein Kappen der sozialen Verbindungen – hier zwischen jüdischen und nichtjüdischen Deutschen – das Selbst entwurzeln und »bodenlos« machen kann, haben Jean Améry (1977) und Vilem Flusser (1992) – mit unterschiedlicher Bewertung – eindrucksvoll beschrieben, man findet es aber auch in den Erfahrungen von Migranten wieder. Selbst in der innerdeutschen Migration

nach der Wende, bei gleicher Sprache und im Grunde vergleichbarer Kultur, nahmen durch einen Umzug von Ost nach West oder West nach Ost angestiegene Werte von Ängstlichkeit und Depressivität erst dann wieder ab, wenn die Menschen im Fragebogen angeben konnten: »Ich habe neue Freunde gefunden« (Grulke et al. 2004).

Da die Heimerfahrung in der globalisierten Moderne vor allem auch eine Erfahrung von Mobilität ist, stellt sich die Frage, wie Menschen Erfahrungen von unterschiedlichen Orten in ein Heimatkonzept integrieren können. Vor allem jüngere Menschen scheinen damit wenig Schwierigkeiten zu haben: Es gibt keine eine Heimat mehr, aber es gibt viele (mögliche) Heimaten. Als Heimat beschrieben werden neben dem Herkunftsort alle Orte, an denen intensive soziale und Ortsbindungen entwickelt wurden.

Migranten der zweiten Generation beziehen sich meist auf zwei oder mehr Heimaten.

Ältere Menschen, beispielsweise mit Migrations- oder Vertreibungshintergrund, reservieren den Begriff »Heimat« meist noch für den Herkunftsort, fühlen sich aber im langjährigen

Lebensmittelpunkt, der zumeist auch gegenwärtiges Zentrum sozialer Einbindung ist, »zu Hause«, beschreiben Heimatgefühle in Bezug darauf und wollen in die Herkunftsheimat in den meisten Fällen auch nicht mehr zurück (zumindest wenn dort kein sozialer Zusammenhang mehr besteht).

Auch Migranten der zweiten Generation beziehen sich meist auf zwei oder mehr Heimaten, wobei faktisch die Umgebung und die Regeln des Aufwachsens für das eigene Verhalten ebenso relevant zu sein scheinen wie der meist stärker symbolische Bezug zur Herkunftsheimat der Eltern. Offensichtlich haben Menschen eine hohe Kapazität zur nicht nur praktischen, sondern auch emotionalen Aneignung neuer Orte. Nicht beheimaten können sich Menschen dann, wenn sie sozial und kommunikativ isoliert werden, sich weiter bedroht und unsicher fühlen müssen, ohne die Möglichkeit praktisch-gegenständlichen Bezugs zur Heimat und damit zur Erschaffung neuer Selbsterzählun-

gen bleiben, also in etwa in der Situation sind, die die gegenwärtige Asylpraxis regelhaft produziert.

Heimat als idealer Ort

Die letzte und psychologisch möglicherweise komplexeste Konstruktion von Heimat ist die spirituelle, religiöse oder auch teleologische. Wenn man diese nicht einfach nur als Projektion beziehungsweise Flucht aus real sehr un-heimatlichen Verhältnissen interpretieren will, findet sich hier – häufig bei sehr alten Menschen, aber auch bei Menschen mit sehr schwierigen und gebrochenen Heimatbiografien – ein Transzendieren von vielen Erfahrungen mit Orten und Menschen, das so etwas wie einen inneren, sicheren Ort oder zumindest die Vorstellung eines Ortes schafft, an dem das Selbst eben diese Erfahrung von Zugehörigkeit, Vertrautheit und Sinn macht und der relativ unabhängig geworden ist von aktuellen Beziehungen zu Menschen und Orten.

In der Traumatherapie können in dieser Imagination des »sicheren Ortes« massive Erfahrungen von Angst oder Destruktivität gehalten werden. Aber es scheint auch grundsätzlich ein Kernaspekt der psychologischen Konstruktion von Heimat zu sein, dass ein partiell idealisiertes Bild entsteht: die Heimat, die der eigenen Person vollkommen entspricht und gerecht würde – was keine reale Umgebung leisten kann. Dieses ideale Bild dient nicht nur als imaginäre Zielvorstellung im Sinne des »fiktiven Finalismus« bei Alfred Adler, die das eigene Handeln zur Verbesserung von Heimat orientiert und ausrichtet, sondern beinhaltet eine Auseinandersetzung mit der Frage nach dem Sinn des eigenen Da- beziehungsweise Hierseins. Sinnstiftung ist in den Rahmenbedingungen einer weitgehend säkularisierten und individualisierten Welt nichts, was Umgebungen quasi automatisch produzieren oder was Gemeinschaften weitergeben, sondern Leistung des Subjekts, genauer: etwas, das nicht unbedingt geleistet werden kann, sondern erfahren werden muss, eben in der Art religiöser oder spiritueller Erfahrungen.



fedepix / photocase.de



GoodwinDan / photocase.de

Die Tatsache, dass man sich – unter Voraussetzung des richtigen Passes und ausreichend Geldes in der Tasche – als wohlhabender Europäer in der Welt frei bewegen und an fast jedem Ort niederlassen kann, stiftet allein noch keinen Sinn: Die Frage, wozu man da beziehungsweise hier an diesem Ort ist, ist für Menschen im jüngeren und mittleren Erwachsenenalter meist schon ausreichend gut beantwortet, wenn man weiß, für wen man da ist, sich also sozial verbunden und damit beheimatet hat. Für die letzte Lebensphase oder schwere Lebenskrisen scheint das allerdings nicht auszureichen; hier geht es tatsächlich um eine Transzendierung des Gegenwärtigen hin auf eine, wie auch immer vorgestellte, bessere oder andere Welt. In dieser Beziehung ist Heimat also weder Vergangenheit noch Gegenwart und auch kein konkreter Ort, sondern Utopie. Ernst Bloch hat diese utopische Dimension des Heimatbegriffs in seinem berühmten Schlusssatz des »Prinzip Hoffnung« verdichtet: Heimat sei etwas, »das allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war« (Bloch 1967, S. 334).

Beheimatung ist ein permanenter Austauschprozess in psychologischer, sozialer, ökonomischer und ökologischer Hinsicht.

Heimat als permanenter Prozess und Lebensaufgabe

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich logisch, dass es in der globalisierten und mobilen Moderne nur noch für wenige Menschen ausreichend tragfähig ist, den einen Herkunfts- beziehungsweise Geburtsort (an dem man unter Umständen gar nicht lange gelebt hat) als Basis der eigenen Selbstverortung zu definieren. Die »stabilitas loci«, die in der benediktinischen Regel als Voraussetzung stabilen Glaubens und stabiler Gemeinschaft gesehen wurde, ist für die meisten Menschen heute ein nostalgischer, manchmal auch ein eher bedrohlicher Traum. Wie die empirischen Befunde zeigen, befestigen moderne Nomaden ihr Identitätszelt heute zumeist an mehreren »Heimaten« oder »Identitätsankern« und kommen im Leben unter Umständen immer wieder in die Situation, neue Festpunkte zu finden, die gleichzeitig Anknüpfungspunkte des Sozialen sind. Das ist jedoch kein Plädoyer für die »Stärke schwacher Bindungen« (Granovetter 1973), wie es amerikanische Soziologen in den 1960er und 1970er Jah-

ren vertreten. Im Gegenteil: Halt entsteht nur in starken Bindungen. Je stürmischer die Zeiten werden und je weniger Sicherheiten es für den Einzelnen qua Geburt, Herkunft, Religions- oder Staatsangehörigkeit gibt, umso mehr entsteht Sicherheit, Vertrautheit und Geborgenheit im Sich-immer-wieder-neu-Verbinden mit Orten, Menschen, kulturellen oder geistigen Bezugssystemen. Heimat ist in diesem Sinn nicht nur etwas, »was ich mache« (Mitzscherlich 2000), sondern Beheimatung ist ein permanenter Austauschprozess in psychologischer, sozialer, ökonomischer und ökologischer Hinsicht. Das einseitige Ausbeuten, Benutzen, Sich-Bereichern an Orten und Menschen führt nicht zu mehr Heimat, sondern zerstört sie an allen Orten und in allen Beziehungen. Sich-Beheimaten setzt den achtsamen Umgang mit den natürlichen Lebensgrundlagen voraus, genauso wie mit den Ressourcen von sich selbst und anderen, das Erkennen und Respektieren von eigenen und fremden Grenzen und kulturellen Regeln und nicht zuletzt die Anerkennung von Verschiedenheit. Beheimatung geht einher mit dem Gefühl von Zu- und Zusammengehörigkeit (sense of community), gewonnener Handlungsfähigkeit (sense of control) und der Erfahrung von subjektivem Sinn (sense of coherence).

Für die psychosoziale Praxis geht es um die Frage, wie Beheimatungsprozesse unterstützt werden können; nicht nur in Bezug auf individuell stärkende Therapie- oder Beratungsansätze, sondern auch in Form systemischer und sozialraumorientierter, tatsächlich Gemeinschaft stiftender Interventionen, in Form sozialer Aktivitäten, die zu mehr Inklusion, Empowerment und politischer Partizipation von sich im Moment noch vereinzelt, entwurzelt und daher ohnmächtig fühlenden Menschen führen können. Aus der Erfahrung von Heimatverlust entsteht unter Umständen eine besondere Sensibilität gegenüber den Gefährdungen von Heimat, aber auch eine besondere Erfahrung in Bezug auf Gelingen oder Scheitern von Beheimatungsprozessen und möglicherweise etwas, das ansonsten in der Gesellschaft weitgehend abhan-

dengekommen ist: die Fähigkeit zur *U-topie*. Diese individuell und gesellschaftlich produktiv zu machen, erscheint mir als wesentlich für Therapie und Beratung in Bezug auf Heimatverlust. In der Vervollständigung des Bloch'schen Zitats geht es um den »Umbau der Welt zur Heimat, ein Ort, der allen in die Kindheit scheint, und worin noch niemand war« (Bloch 1967, S. 334).



Prof. Dr. Beate Mitscherlich ist Professorin für Pflegeforschung an der Westsächsischen Hochschule Zwickau und lehrt in den Schwerpunkten Grundlagen der Forschung, Psychologie, Kommunikation, Psychiatrische Versorgung und Netzwerkentwicklung. Sie arbeitet als freiberufliche Supervisorin und entwickelt mit Organisationen und Kommunen Konzepte im Bereich der Psychiatrischen Versorgung, Altenhilfe, Migration und Integration verschiedener Gruppen.

E-Mail: beate.mitscherlich@fh-zwickau.de

Literatur

- Adler, A. (1933). Menschenkenntnis. Frankfurt a. M.
- Améry, J. (1967). Wieviel Heimat braucht der Mensch? J. Améry, Jenseits von Schuld und Sühne. Bewältigungsversuche eines Überwältigten. Stuttgart.
- Augé, M. (1994). Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit. Fischer. Frankfurt a. M.
- Bloch, E. (1967). Das Prinzip Hoffnung. Gesamtausgabe. Bd. 5.1. Frankfurt a. M.
- Ehrenberg, A. (2004). Das erschöpfte Selbst. Depression und Gesellschaft in der Gegenwart. Suhrkamp. Frankfurt a. M.
- Flusser, W. (1992). Bodenlos. Eine philosophische Autobiographie. Bensheim/Düsseldorf.
- Fuhrer, U.; Kayser, F. (1992). Bindung an das Zuhause: die emotionalen Ursachen. In: Zeitschrift für Sozialpsychologie, S. 105–118.
- Granovetter, M. S. (1973). The strength of weak ties. In: American Journal for Sociology, 78, S. 1360–1380.
- Greverus, I.-M. (1972). Der territoriale Mensch. Ein literaturanthropologischer Versuch zum Heimatphänomen. Frankfurt a. M.
- Greverus, I.-M. (1979). Auf der Suche nach Heimat. München.
- Grukke, N.; Bailer, H.; Albani, C.; Blaser, G.; Schmutzer, G.; Geyer, M. (2004). Migration in die Depression? Innerdeutsche Migration und psychische Befindlichkeit. In: Psychosozial, 95, S. 97–106.
- Mitscherlich, A.; Mitscherlich, M. (1967). Die Unfähigkeit zu trauern. Grundlagen kollektiven Verhaltens. München.
- Mitscherlich, B. (2000). Heimat ist etwas, was ich mache ... Eine psychologische Untersuchung zum individuellen Prozess von Beheimatung. Herbolzheim.
- Mitscherlich, B. (2012). Gespaltene Erinnerung. Die Kinder der Kriegskinder in der DDR. In: Knoch, H.; Kurth, W.; Reiß, H.; Egloff, G. (Hrsg.), Die Kinder der Kriegskinder und die späten Folgen des NS-Terrors. Heidelberg.

Eine Heimat für das Leben

Werden und Anwesenheit als leibhaftige Provokation

Annelie Keil

**Wer sind wir? Woher kommen wir?
Wohin gehören wir? Wo bleiben wir und
wie lange?**

Wir werden *ungefragt* in eine fremde Welt hineingeboren, können Familie, Zeitpunkt oder Geburtsland nicht beeinflussen und müssen zunächst »erleiden«, was uns später notwendige und schwierige Entscheidungen abverlangt. Sich im Wandel des Lebens immer wieder neu im Fremden zu beheimaten, ist eine davon! Wie aber gelingt dies im Innen wie im Außen? Welcher Ort, welche Arbeit, welche Sprache geben uns Halt, machen den Boden unter den Füßen sicherer, bieten ein Dach über dem Kopf? Worin besteht das Gefühl, angekommen zu sein, bleiben zu dürfen, sich verbunden oder heimisch zu fühlen? Welcher Ortswechsel, welcher Heimatverlust fördert das Leben eines Menschen und welcher gefährdet es?

Diese und andere Fragen beunruhigen Menschen, seit sie die Erde bevölkern und auf der Suche nach einer Bleibe sind. Und ihr *Wohlbefinden* hängt maßgeblich davon ab, ob sie je einzeln, als Generation, als Familie, als ethnische oder religiöse Gemeinschaft, als Stamm oder Volk im Fluss der Zeit befriedigende Antworten auf ihre Lebens- und Überlebensfragen finden. Zwischen Geburt und Tod ist Leben eine nie endende Spannungsbeziehung im Ringen um das, was des Menschen Heimat auf dieser Erde sein könnte, und so bleiben *Werden und Anwesenheit* zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft die leibhaftige und leidvolle Provokation des Lebens. Die menschliche Existenz ist und bleibt eine Krisenexistenz. Unterschiedliche Risiko- und Gefährdungslagen umstellen das Potenzial der Möglich-

keiten, das jeder Mensch in unendlicher Variation mit auf die Welt bringt.

Dennoch: von Sicherheit und Garantie keine Spur. Leben hat nichts versprochen, auch wenn wir ihm ständig die Leviten lesen, weil uns seine Angebote nicht passen. Es ist keiner Vorsichts- oder Präventionsmaßnahme, sondern vor allem dem Wagnis geschuldet, leben zu wollen. »Ich bin Leben, das leben will, inmitten von Leben, das leben will«, heißt es bei Albert Schweitzer in seiner Begründung der »Ehrfurcht vor dem Leben«.

Leben ist ohne festen Wohnsitz, mit jedem Herzschlag in Bewegung und immer unterwegs! Es wandert von Ort zu Ort, durch die Altersstufen, knüpft Beziehungen, kämpft sich von Überraschung zu Überraschung, denn jedem Anfang wohnen der Zauber der Offenheit und die Hoffnung des Lebendigen inne. Aber die Hoffnung auf Leben ist ins Gelingen verliebt und deshalb ist Leben nicht nur unterwegs, sondern gleichzeitig immer auch vor Ort, siedelt sich an, will sesshaft werden. Menschliche Existenz ist *leibhaftig* und kann sich von dieser Angebundenheit als Bedingung des Überlebens nicht trennen. Sie setzt auf eine Heimat für das Leben.

Verortung in der Schöpfung

Lebewesen – Menschen, Tiere, Pflanzen – müssen sich verorten, um zu werden, die sie sind. Nur in dieser Anwesenheit können sie herausfinden, was es bedeutet, lebendig zu sein. Schöpfungsgeschichten wie die christliche erzählen vom Zauber der ersten Verortung. In sieben Tagen formt Gott einen großen Lebenszusammenhang, schafft Pflanzen, Tiere und das Menschenpaar, gibt ihnen



Cranach-Werkstatt, Die Erschaffung der Welt, 1534/ akg-images

Schöpfungsgeschichten wie die christliche erzählen vom Zauber der ersten Verortung. In sieben Tagen formt Gott einen großen Lebenszusammenhang, schafft Pflanzen, Tiere und das Menschenpaar, gibt ihnen Himmel und Erde, Sonne, Mond und Sterne.

Himmel und Erde, Sonne, Mond und Sterne. Mehr als die Aufforderung, sich zu mehren, mit dem Leben als einem umfassenden Stoffwechsel zu beginnen und sich im Schöpfungszusammenhang zu verorten, gibt es zunächst nicht. Als leibhaftige Existenz lebt Leben von der Anwesenheit vor Ort, vertraut auf seine Potenziale und materialisiert die Idee vom Leben mit jedem Atemzug, jedem Herzschlag, jedem Gefühl, jedem Gedanken! Mit dem Geschenk der nackten Geburt bekommen wir Leben nur als eine Möglichkeit, leben müssen wir es selbst. Das gilt auch für die Liebe, den Glauben und die Hoffnung, für die Aufnahme oder Beendigung von Beziehungen, gilt auch für die Frage, wie wir Orte des Lebens schaffen, verlieren oder zerstören und ob das Leben nach der Geburt und bis zum Tod einen Sinn hat. Wir bekommen die Möglichkeit zu erkennen, zu denken, zu wissen, zu handeln, uns zu wundern und transparent für den universellen Zusammenhang zu werden, der als Geheimnis der Schöpfung die Geburt eines jeden Menschen zu einem einzigartigen Augenblick von Dauer macht. Aber lieben, fühlen, denken und handeln müssen wir selbst.

Jeder Mensch trägt diesen Zauber des Anfangs der Gattungsgeschichte wie seiner Lebensgeschichte in sich und muss ihn »austragen«, bis er stirbt. Leben ist so gesehen eine lebenslange »Schwangerschaft« und ein Prozess der Beheimatung, der nie endet. Es bedarf der Zeugung, einer Art Urknall, Achtsamkeit und nachhaltiger Geduld, um zu zeigen, was gemeint ist und letztlich in dem Leben steckt, das unseren eigenen Namen trägt, in dem wir zu Hause sind und zu dessen Heimat alles gehört, was zwischen Anpassung und Widerstand, Integration und Inklusion, Entwicklung und Stagnation, Krankheit und Gesundheit, Liebe und Hass, Freude und Angst, »Stirb und Werde« zur Beheimatung beigetragen hat. Und so beginnt die Beheimatung des Lebens!

Es war einmal eine weibliche Eizelle, die ungeduldig darauf wartete, aus ihrem flüchtigen Leben herauszukommen und einen festen Ort zu finden,

um zu zeigen, was an Fähigkeiten in ihr steckt, um ein einzelnes menschliches Leben zu gestalten. Gespannt hielt sie zusammen mit anderen Eizellen nach einer männlichen Samenzelle Ausschau und war voller Hoffnung, dass sich eines Tages einer von den Millionen Spermienfäden auf eine Begegnung und Vereinigung einlassen würde, damit sie in gemeinsamer Entwicklungsarbeit den Wunsch eines Menschenpaares nach einem Kind erfüllen könnten. Leben ist Kontakt, Begegnung, Mut und Lust auf Zukunft und vor allem erwartungsvolle Suche nach einem Lebensort – und wenn diese fehlen, ist Leben unmöglich oder gefährdet. Leben braucht einen Anstoß zum Leben, eine Störung, um sich auf den Weg zu machen, und erfährt dabei, dass Verortung ein kontinuierlicher Entwicklungsprozess ist.

Nach der Befruchtung stellte sich das kleine Ei in Kooperation mit dem mütterlichen Organismus der Herausforderung, die in der angelegten Aufgabe steckt, sich selbst unter spezifischen Voraussetzungen zu entwickeln, die eigene örtliche Lebensumwelt im mütterlichen Organismus mitzugestalten und jene einzigartige biografische Melodie zu improvisieren, die es später mit seiner Gattung verbindet und gleichzeitig einmalig und unverwechselbar macht. Man muss sich selbst vor Ort einrichten, seiner selbst mächtig werden, Heimat begründen. Eigenverantwortung ist die Antwort, die das Leben auf die spezifischen Fragen verlangt, die es jedem von uns stellt. Nichts im Lebendigen ist mechanisch, nur Reflex, nichts springt automatisch nur auf Knopfdruck von außen an. Auch die Gene funktionieren nicht wie Autopiloten, sondern brauchen ein Milieu. Auch Materie braucht ein Motiv, ist vom »objektiven Faktor Subjektivität« angetrieben.

Sich im Lebenshaus beheimaten

Körper, Geist und Seele sind die Werkzeuge, mit denen das *Lebenshaus* gebaut wird. Sie interagieren im Kontext von Anregung, Störung und Herausforderung, entwickeln sich nicht tatenlos auf

eine ferne Zukunft hin, sondern nur dadurch, dass sie in jedem Augenblick eine bestimmte Aufgabe und Funktion übernehmen, die sich ihrerseits im Rahmen der Gesamtentwicklung verändert. Kein festgelegter Ort, nirgends. Leben lebt jeden Augenblick von Wandel, Transformation und Vergegenwärtigung. Nicht mechanistische Reaktion, unverletzbar Robustheit und technische Funktionsfähigkeit, sondern Störbarkeit und Plastizität, Gestaltungswille, »Liebe, Arbeit und Wissen« (Wilhelm Reich) sind gefragt, wenn es um die Entwicklung und Entfaltung eines jeweils einzigartigen Lebens geht. Leben entwickelt sich nicht aus dem Stillstand heraus, das konnte das kleine befruchtete Ei schon früh registrieren, sondern verlangte ganz offensichtlich Anpassung und Widerstand im Durchleben von Krisen. Unruhestand, Ortswechsel, manchmal Flucht und Umzüge aller Art sind konstitutiv für die Entwicklung eines Lebens, das Heimat bietet.

Das kleine Ei kletterte den Eileiter hinauf und nistete sich kurz darauf in der Gebärmutter ein. Man muss in die Puschen kommen, bevor man Füße hat. Mit aller Kraft grub es sich in die Plazenta ein, musste diese stören und verletzen, um zu bekommen, was es am Ort des Lebens so dringend brauchte: ein Dach über dem Kopf, Nahrung, Halt und einen liebenden Schutz. Wir beginnen unser Leben mit einer »Hausbesetzung«, kämpfen uns ins Leben hinein, bewältigen Widerstände, klammern uns fest und fühlen immer wieder die Bedrohung für unser Leben, wenn das nicht gelingt, Lebensorte uns nicht tragen oder wir vertrieben werden. Aber während das kleine Ei seinen Einzug in die neue Wohnung mit aller Kraft vorantrieb, machte es eine wunderbare Erfahrung: Es war gar nicht so schwierig, zum Leben zugelassen zu werden, auf jeden Fall nicht unmöglich. Da gab es ein anderes Lebewesen, das sich besetzen ließ und darauf vorbereitet war, dem kleinen hilflosen Winzling im eigenen Leib bedingungslos Asyl zu gewähren. Aus der Drohung »Kein Ort. Nirgends« war eine andere Erfahrung geworden: »Wir sind Leben, das

leben will, inmitten von Leben, das leben will« (Albert Schweitzer).

Neun Monate bedingungsloses Asyl, ein Mietvertrag mit Ausbildungsgarantie fürs Leben. Das kleine Ei kuschelte sich ein, schaukelte faul im warmen Wasser und nuckelte an der Pipeline, aus der Milch und Honig floss. Eine erste Vorstellung vom Paradies entstand und mit ihr die Angst, einen solchen Ort wieder zu verlieren und auf der Straße zu landen. Und schneller als gedacht kam die fristlose Kündigung. Nach neun Monaten müssen wir Haus und Hof verlassen und sollen das Licht der Welt erblicken, ohne zu wissen, ob es einen neuen verlässlichen Ort für uns geben wird, ob wir wirklich freudig erwartet werden und ob die notwendigen Ressourcen vorhanden sind, um die nächsten Lebensabschnitte und Lebensorte zu meistern und zu gestalten.

Bindung und Entbindung

Leben ist Koexistenz und soziale Existenz, wird vom Menschen entschieden und erlitten, bedeutet immer wieder Suche und teilen. Bindung und Entbindung, Lebensorte finden, gestalten und sie wieder verlassen sind die Voraussetzung dafür, ein selbstständiges Leben zu entwickeln und irgendwann auf eigenen Füßen stehen zu können – wie weit diese auch immer tragen mögen. Das Grundprinzip menschlicher Entwicklung und damit die zentrale Voraussetzung allen Lebens sind Unsicherheit und Überraschung, relative Unvorhersagbarkeit und gleichzeitig eine ungeheure Potenzialität und Kreativität. Leben ist ein Weg durch die Fremde und jeder Schritt wagt den Fall. Nur indem wir leben, lernen wir uns und das uns zugemutete wie frei entschiedene Leben kennen. Um ein Dach über dem Kopf zu finden, muss der Mensch also immer gemeinsame Sache mit der Welt machen, die ihn umgibt: sich binden, einbinden und wieder entbinden. Dass unser Leben mit einer Entbindung beginnt, haben wir kaum realisiert. Aber dieses Wissen

könnte unseren endgültigen Abschied vom Leben erleichtern: Wieder ist Entbindung gefragt.

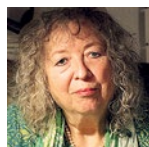
Mit dem Verlassen jener ersten Lebenswelt im Mutterleib beginnt unmittelbar nach der Geburt der lebensnotwendige Versuch, die Verhandlungen mit der neuen Welt aufzunehmen, sich ihr langsam und unter ständiger Kontrolle derer, die für die Sorge zuständig sind, anzunähern, Spielräume zu entdecken, Eigensinn zu entwickeln, Übergriffe abzuwehren, Schritt für Schritt auf die eigenen Füße zu kommen und zu lernen, wie man das Leben in die eigenen Hände nehmen kann. Mit jedem Entwicklungsschritt nehmen wir das Risiko des Fallens in Kauf, denn um leben zu können, müssen wir uns vom ersten bis zum letzten Atemzug in eine Welt schon bestehender Beziehungen und Machtverhältnisse einmischen, die uns willkommen heißen, aber auch ablehnen, fördern und behindern können. Der aufrechte Gang des Menschen ist keine genetisch gesicherte, orthopädisch betreute Garantieleistung des Lebens, sondern muss lebenslang in all seinen Dimensionen körperlich, seelisch, geistig, sozial und spirituell inmitten der Herausforderungen der gesellschaftlichen Wirklichkeiten von jedem Menschen erst erworben und erlernt werden.

Leben lebt vom Teilen

Menschen kommen als Mängelwesen und Bittsteller zur Welt. Kein Ort, der nicht erst geschaffen werden müsste, um zu überleben. Jede Generation ist darauf angewiesen, dass die Generationen, die schon da sind und das Terrain unter sich aufgeteilt haben, das Vorhandene teilen: das Dach über dem Kopf, die Nahrung, die Sprache, das Wissen, die Kultur, die Macht und die Liebe. Jeder Mensch ist darauf angewiesen, dass er erwartet wird, dass man sich ihm sorgend zuwendet, ihm Schutz gewährt und Vertrauen schenkt, dass seine Würde unantastbar bleibt, was immer in seiner Entwicklung auch geschieht.

Wenn die Nabelschnur durchgeschnitten wird, lebt der Mensch von der Hoffnung, dass er als

Bürger und Bürgerin dieser Erde gebraucht wird und dass keine Macht der Welt ihn willkürlich vom Koexistenzminimum abschneidet. Lebenskämpfe sind deshalb immer Machtkämpfe um Liebe und materielle Ressourcen, um Anerkennung und Bedeutung, gegen Bevormundung und Unterdrückung. Das menschliche Verhältnis zur Macht strukturiert und organisiert sich in einem kontinuierlichen Prozess von Bindung und Entbindung, teilen und zuteilen und nimmt die ewige Spannungsbeziehung des Lebens zwischen Geburt und Tod in sich auf. Leben lebt vom Teilen, auch von der Teilung der Macht und vor allem vom Teilen des Heimatbodens und der Orte, die es dem Menschen ermöglichen, anwesend zu sein. »Kein Ort. Nirgends!« ist eine Art Todesurteil sowohl für jeden einzelnen Menschen wie für Gruppen, Religionen oder ganze Völker, die über die jeweiligen »Balkanrouten« dieser Welt auf der Suche nach einem Stück Heimat sind. Wir selbst könnten auf diese gefährliche Route geraten!



Annelie Keil, geboren 1939, aus der Erfahrung von Krieg, Gefangenschaft, Flucht und dem Leben mit Sozialhilfe als Kind und Jugendliche viel gelernt. Studium der Politischen Wissenschaften, Soziologie, Psychologie und Pädagogik. Bis 2004 war sie Professorin für

Sozial- und Gesundheitswissenschaften an der Universität Bremen. Umfangreiche Medien- und Vortragstätigkeit im Bereich Gesundheit und Krankheit, Lebenskrisen und Lebenskompetenzen, Familie und Kinderförderung, Sterben und Sterbebegleitung.

E-Mail: annelie.keil@ewetel.net

Website: www.anneliekeil.de

Literatur

- Keil, A. (2006). Dem Leben begegnen. Vom biologischen Überraschungsei zur eigenen Biografie. Kreuzlingen.
 Keil, A. (2011). Auf brüchigem Boden Land gewinnen. Biografische Antworten auf Krankheit und Krisen. München.
 Keil, A. (2014). Wenn die Organe ihr Schweigen brechen und die Seele streikt. Krankheit und Gesundheit neu denken. München.

Die spirituelle Dimension von Heimat

Heiderose Gärtner-Schultz

Hinführung: Heimat heute?

Das Thema Heimat ist so alt wie die Menschheitsgeschichte. Menschen wollen ein Zuhause, einen Ort haben, der zu ihnen gehört und zu dem sie gehören. Bis heute streiten Völker untereinander um die Erde, auf der sie leben, weil diese ihnen ermöglicht, Häuser zu bauen oder Zelte aufzuschlagen und sie auch ernährt durch Weidewirtschaft oder Ackerbau. Der Begriff Heimat ist »scholengebunden«, hatte eine rechtliche Bedeutung als Aufenthalts- und Bleiberecht. In der Heimat ist man mit den Menschen zusammen, die auch dort geboren wurden. Heimat ist die »nahe Welt«. Damit ist, außer der Erde, auch der persönliche Bezugsrahmen in der Gemeinschaft gemeint, in dem Tradition und Gewohntes Sicherheit geben. Der Mensch, der kein Eigentum, keine Heimat, besaß, der war fremd und ihm wurde noch im 19. Jahrhundert das Recht auf die Hochzeit verwehrt. »Nun ade, du mein lieb Heimatland«, sang der Wanderbursche, der sich auf den Weg in die Welt machte, um seine Gesellenjahre, seine weitere Ausbildung in der »Fremde« zu absolvieren. Er zollt seinem Heimatgefühl mit dem Lied Rechnung, die Heimat wird nicht vergessen werden.

Schenkt man der Soziologie Glauben, dann hat sich in den westlichen Industrieländern, auch gerade in der Bundesrepublik Deutschland, nach dem Zweiten Weltkrieg ein gesellschaftlicher Individualisierungsschub von ungeahnter Kraft vollzogen. Die Auflösung von gemeinsamen weltanschaulichen Ansichten, verbunden mit dem verlorenen Gottesbezug, der den umfassenden Referenzrahmen bildete, ist zu konstatieren. Das »Ich« wurde zum Sinnstifter des eigenen Lebens, das sich dabei im Freizeit- und Konsumangebot

orientieren muss. Sind wir bei einem postmodernen Autismus, wie manchmal formuliert wird, angekommen? Oder muss man von einer Entwurzelung sprechen? Das Fundament, die Tiefe, um wachsen und leben zu können, hat sich aufgelöst – wo ist Stabilität? Brauchen Menschen heute Gemeinschaft und Heimat oder sind sie sich selbst genug? Eine andere Form der Beheimatung, so meine These, hat in den Köpfen und Herzen der Menschen Platz genommen, das Zuhause sind spezielle Gruppen oder Schichten. Was bei dem einen der Golfclub ist, ist für den anderen die Fangemeinde eines Sängers oder der Hospizhilfverein. Man sucht Gleichgesinnte, ähnliche Milieus, um Geborgenheit und Vertrauen zu spüren.

Im Zuge der Globalisierung verschlägt es Menschen durch ihren Beruf in die ganze Welt. Ist Heimat heute dann da, wo man arbeitet? Sind die Menschen zu entwurzelten Wesen geworden, die in anderen Bereichen nach Verortung und Beheimatung suchen müssen? Was meint Heimat heute, wenn TUI seine »Mein Schiff«-Flotte folgendermaßen bewirbt: »Zeit zu heimateten ... Dieses Stück Heimat zwischen Himmel und Meer, an dem ankommen sich wie nach Hause kommen anfühlt – oder noch besser? Dann ist es Zeit zu heimateten. Zeit für Mein Schiff.« Das Wohlfühlmoment, das Kreuzfahrtschiffe vermitteln, wird als »heimateten« verkauft. Ein Zeichen dafür, dass die Suche des modernen Menschen nach Heimat aktuell und nicht abgeschlossen ist.

Heimat im Alten Testament

Heimat zu haben bedeutet im Alten Testament, Land zu besitzen und mit der Gemeinschaft, in die



Im Zuge der Globalisierung verschlägt es Menschen durch ihren Beruf in die ganze Welt. Ist Heimat heute dann da, wo man arbeitet? Sind die Menschen zu entwurzelten Wesen geworden, die in anderen Bereichen nach Verortung und Beheimatung suchen müssen?

man hinein-
geboren worden
ist, zu leben. Dort kann das Zelt auf-
geschlagen, die Hütte gebaut werden, da haben
die Tiere Weideplätze, da steht der aus Steinen
aufgerichtete Altar, der an Jahwe erinnert, dem
diese Heimat zu verdanken ist.

Doch bevor die Israeliten in ihre Heimat, in
das Gelobte Land ziehen können, leben sie als
Sklaven in Ägypten und müssen sich jahrelang
durch die Wüste quälen. »Das Land, in dem Milch
und Honig fließt« (2. Mose 3,8), dort wollen sie
hin, diese Bild ist bis heute ein Synonym für Para-
dies, für einen Zustand, der nie erreicht werden
kann. Es strahlt Hoffnung aus auf das, was kom-
men soll, und setzt motivierende Energien frei.
Heute sprechen wir von einer Vision, das ist die
Vorstellung von einer Zukunft, die uns auf dem
Weg dorthin voranträgt. Dem Heimatbegriff wird
durch die »Milch und Honig«-Beschreibung eine
Dimension des Unerreichbaren, Transzenden-
ten gegeben.

Die Ahnfrau Sara, Gemahlin von Abraham,
wird sehr alt und stirbt in Hebron, das liegt im
Land Kanaan, das Jahwe den Israeliten verspro-

chen hat (Gen 23). Abraham und
Sara lebten zunächst in der Fremde,
ihnen und den Nachkommen ge-
hört dieses Gebiet noch nicht. Wahrschein-
lich hat die Sippe ihre Herden in diesem Bereich
weiden lassen, ein mehr oder weniger friedlicher
Übergriff auf fremdes Land, es ist eine Form der
Landnahme. Als Sara nun dort stirbt, redet Abra-
ham mit den Hethitern, denen dieses Land ge-
hört. Er sagt zu ihnen: »Ich bin ein Fremder, lasst
mich trotzdem meine Frau in dieser Erde begraben.«
Die hethitischen Landbesitzer bieten Abra-
ham an, Sara in einem der besten Gräber zu be-
statten. Es handelt sich um ein Höhlengrab. Er
soll sie da begraben und kann dorthin so oft zu-
rückkehren, wie er will. Doch Abraham verhandelt
weiter, er möchte die Höhle mit dem Acker,
dem Feld davor, kaufen. Einen stolzen Preis hat
dieses Stück Land. Abraham will das Land als
Grabplatz für seine Familie erwerben. Der Han-
del wird vor den Augen der Repräsentanten ab-
geschlossen und ist rechtskräftig. Der aus Chal-
däa stammende Abraham erwirbt das erste Stück
Land in Kanaan. Sara ist die erste Erbin der Land-
verheißung Jahwes. Die Ahnin Sara liegt auf dem
Land, das dem israelitischen Volk verheißten wur-
de. Ihr Leib wird zur Heimerde für viele werden.

Heimat ist für die Israeliten immer Land, das
sie so dringend zum Leben brauchen, und ist im-

mer auch mehr als Land. Die geistige Heimat der Israeliten ist die Lade mit den Gesetzestafeln. Darin ist alles enthalten, was sie brauchen, nämlich Gottes Gebote und Weisungen, nach denen sie sich richten wollen und die ihnen gleichzeitig Gottes Nähe versichern, ihr Zuhause.

Heimat im Neuen Testament

Was sich bei Abraham als Grundcharakteristikum des biblischen Verständnisses einer gläubigen Existenz zeigt, nämlich Aufbruch und Veränderung, kehrt im Neuen Testament in anderer Weise wieder. In Lukasevangelium (9,57–62) werden drei Begebenheiten auf dem Weg Jesu berichtet: »Als sie auf ihrem Weg weiterzogen, redete ein Mann Jesus an und sagte: Ich will dir folgen, wohin du auch gehst. Jesus antwortete ihm: Die Füchse haben ihre Höhlen und die Vögel ihre Nester; der Menschensohn aber hat keinen Ort, wo er sein Haupt hinlegen kann. Zu einem anderen sagte er: Folge mir nach! Der erwiderte: Lass mich zuerst heimgehen und meinen Vater begraben. Jesus sagte zu ihm: Lass die Toten ihre Toten begraben; du aber geh und verkünde das Reich Gottes! Wieder ein anderer sagte: Ich will dir nachfolgen, Herr. Zuvor aber lass mich von meiner Familie Abschied nehmen. Jesus erwiderte ihm: Keiner, der die Hand an den Pflug gelegt hat und nochmals zurückblickt, taugt für das Reich Gottes.«

Wer aufbricht, verlässt seine Heimat, die Sicherheit, das Gewohnte und partizipiert an der Heimatlosigkeit Jesu. Ein Loslassen von allem, der Familie, der Verwandtschaft, gehört zur Nachfolge. Alles aufgeben bedeutet im Neuen Testament alles gewinnen, denn nur auf diese Weise ist es möglich, am Reich Gottes zu partizipieren. Petrus fragt: »Du weißt, wir haben unser Eigentum verlassen und sind dir nachgefolgt. Jesus antwortete ihnen: Amen, ich sage euch: Jeder, der um des Reiches Gottes willen Haus oder Frau, Brüder, Eltern oder Kinder verlassen hat, wird dafür schon in dieser Zeit das Vielfache erhalten und in der

kommenden Welt das ewige Leben« (Lk 18, 28–30). »Wer sein Leben retten will, wird es verlieren; wer aber sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es finden« (Mt 16,25). Wer alles verlässt, folgt Jesu nach und erreicht das ewige Leben (vgl. Lk 14,25 f.). Wer nachfolgt, muss bereit sein, die Heimatlosigkeit bis hin zur Pietätlosigkeit gegenüber der Familie zu teilen (Theißen und Merz 2011, S. 199 f.). Ein Leben in der bedingungslosen Radikalität des Wandercharismatikertums wird verlangt. Alle irdischen Werte werden zugunsten der Verheißung verschmäh. Derjenige, der mit Jesus geht, ist in der Welt nicht mehr beheimatet, aber er hat die wahre Heimat gefunden (Mk 10,21). Jesus gibt der religiösen Existenz im Aufbruch einen eschatologischen, bleibenden Inhalt.

Die emotionale Dimension von Heimat

Der Verlust des örtlich geprägten Heimatgefühls durch bauliche Veränderungen in den Städten zeichnet sich ab. In der Kleinstadt, in der ich aufgewachsen bin und in der mein Elternhaus steht, ist nichts mehr so, wie es zu der Zeit war, als ich noch dort lebte und täglich bis zum Abitur in die Schule gegangen bin. Dieses Städtchen war mein Zuhause, fußläufig waren alle Geschäfte zu erreichen. Inzwischen gibt es keine einzige Einkaufsmöglichkeit mehr in der Nähe des Wohnhauses, das Stadtbild hat sich komplett verändert. Die Bilder in meinem Kopf von meinem Heimatort haben mit der Stadt, die sie geworden ist, nichts mehr zu tun. Da, wo ich mich einst blind zurechtgefunden habe, ist nichts mehr so, wie es vorher war. Meine Kompetenzen, mich zurechtzufinden, sind entwertet worden.

Mein ehemaliger Zeichenlehrer, ein lokaler Künstler, hat, wohl in weiser Voraussicht, Bilder vom alten »Grünstadt«, meinem Heimatort, gemalt, um die ehemaligen Ansichten unvergesslich zu machen. Erst nach vielen Jahren und ebenso vielen Veränderungen habe ich sein Anliegen verstanden und bin froh, dass ein bisschen von dem, was mir örtliche Heimat war, in Bildern weiter-

existiert. Mir war es wichtig, an diesem Ort verheimatet zu sein, da meine Eltern als Flüchtlinge das Trauma der Heimatlosigkeit mit sich herumtrugen. Freddy Quinn verlieh diesem Gefühl in seinen sehnsuchtsvollen Liedern Ausdruck in einer emotional aufgeladenen Spätnachkriegszeit, unter anderem mit dem Song: »Schön war die Zeit«.

*»Dort wo die Blumen blüh'n,
dort wo die Täler grün',
dort war ich einmal zuhause.
Wo ich die Liebste fand,
da liegt mein Heimatland,
wie lang bin ich noch allein?«*

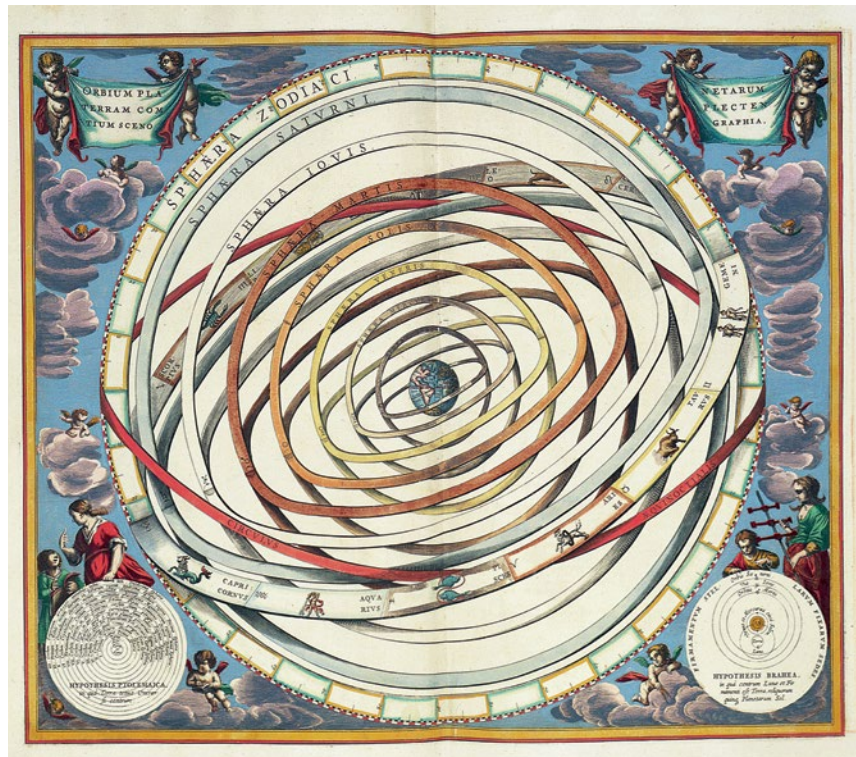
Für den türkischstämmigen Schauspieler Mehmet Kurtulus (bekannt als Tatortkommissar Cenk Batu) ist »Heimat kein geographischer Ort, eher ein Gefühl und auf Menschen bezogen« (Buxtehuder Tageblatt, Boulevard 15.6.2015). Beziehung leben und Geborgenheit erfahren verbin-

det er mit dem Begriff »Heimat«. Heimat ist da, wo ein Mensch sich in einem Raum und mit einer Gemeinschaft verwirklichen und etwas bewegen kann. Heimat wird zu einem subjektiven Empfinden. Das Heimatverständnis der jüngeren Generation spiegelt sich im Lied von Adel Tawil:

*»Komm wir bring' die Welt zum Leuchten,
egal woher du kommst.
Zuhause ist da wo deine Freunde sind.
Hier ist die Liebe umsonst.
Ich weiß genau, dass alles besser werden kann.
Wenn ich ganz fest dran glaube, dann schaff
ich es irgendwann.«*

»Heimat« zeigt sich als Projektionsfläche für Sehnsüchte und Klischees und ist in vielerlei Hinsicht missbraucht worden, trägt zum Beispiel den Ballast von »Blut und Boden« mit sich herum. Auch heute wird mit dem Heimatgefühl gespielt, meines Erachtens wird es als Verkaufs-

*Nicht gebunden zu
sein an alles, was
das Leben hergibt,
aber verbunden zu
sein mit der Erde
und mit einer
größeren, über
die menschliche
Vorstellungskraft
hinausgehenden
Einheit hat die
Dimension der
spirituellen Ver-
ortung jenseits
aller Dinge.*



Joannes Janssonius, Planetary orbits, plate 18 from »Atlas coelestis seu harmonia macrocosmica«/
Private Collection / Bridgeman Images

strategie ge- oder benutzt, wie bei der Werbung für die Kreuzfahrtschiffe. Viele große Verkaufshäuser haben ein identisch aufgebautes »Innenleben«, damit sich in ihren Geschäften, wo diese auch sind, »ihre« Kunden zurechtfinden, sich beheimatet fühlen. Man kennt, was einen erwartet, man kann sich orientieren, weiß Bescheid, wo alles ist. Erkennungsmelodien von Produkten suggerieren Dazugehörigkeit und lassen die in der Werbung vorgespiegelten Eigenschaften im Kopf assoziieren. Es ist erkennbar, dass Menschen das Gefühl der Dazugehörigkeit brauchen, auch wenn es, wie beschrieben, häufig dazu dient, Menschen zu manipulieren.

Die spirituelle Dimension von Heimat

Eine Verortung, die nicht von dieser Welt ist, bedeutet vertrauend zu leben, sich geborgen zu fühlen, nicht aufgrund eines guten Beziehungs- und Freundesnetzwerkes oder von Orts- und Naturverbundenheit, sondern aufgrund eines Urvertrauens in den Urgrund des Seins. Die Christen sprechen von Gott. Zu wissen, dass jeder Mensch gewollt und geliebt ist, seine Aufgabe auf der Erde hat, aber die eigene Existenz von dieser nicht abhängt. Nicht gebunden zu sein an alles, was das Leben hergibt, aber verbunden zu sein mit der Erde und mit einer größeren, über die menschliche Vorstellungskraft hinausgehenden Einheit hat die Dimension der spirituellen Verortung jenseits aller Dinge.

Dies klingt auch im Heimatverständnis im Lied von Adel Tawil an: Heimat sind zum einen Freunde und ein Ort, wo man etwas bewirken kann. Zum anderen will Tawil die Welt zum Leuchten bringen und verbessern, was nicht nur aus der Welt oder der Aktivität der Freunde geschehen kann, sondern eine transzendente Kraft und Energie andeutet, die dazu nötig ist. Der Heilige Geist ist die spirituelle Heimat des Menschen. Diese Verortung äußert sich dynamisch machtvoll, verlangt aber auch viel von einem Menschen.

Es ist die nicht fassbare Urexistenz in jedem Menschen.

Im Islam gibt es 99 Namen für Gott, um die Vielfältigkeit und Unfassbarkeit Gottes zum Ausdruck zu bringen. Gott als Geheimnis zu betrachten macht deutlich, dass er sich Interpretationen und Festlegungen menschlicher Art entzieht. »Einen Gott, den es gibt, gibt es nicht«, dieser Satz von Dietrich Bonhoeffer betont in der paradoxen Formulierung, was die Beschreibung als Geheimnis meint. Wenn die Beschäftigung mit Gott auf diese Art und Weise meines Erachtens auch schwieriger wird, so dient sie doch dazu, dass Menschen Gott »nicht als Lückenbüßer unserer unvollkommenen Erkenntnis figurieren«, wie Bonhoeffer schreibt. Seine Unfassbarkeit ist das Faszinierende, das nicht loslässt und immer wieder neu herausfordert und Kraft, Grundlage und Heimat gibt. Die Herausforderung für moderne Menschen und für Glaubende ist, im Ungewissen Halt zu finden.

Heimat bedeutet die Auseinandersetzung mit dem Nicht-Fassbaren und auch Nicht-Vereinnehmbaren. Es heißt, sich einzulassen auf Unbekanntes und loszulassen vom Machbaren und sich fallen zu lassen, weil es mehr gibt, als unsere Ratio und unser Geist fassen kann. Geborgenheit zu spüren und Gelassenheit leben zu können heißt, eine bleibende, spirituelle Heimat zu haben.



Dr. Heiderose Gärtner-Schultz, M.A., ist promovierte Theologin, Logotherapeutin, Supervisorin, Tourismus-/Kreuzfahrtpfarrerin der Evangelischen Kirche in Deutschland, bietet Kunstanalogen Coaching an und publiziert Fachbücher im Bereich Theologie/Psychologie.

E-Mail: heiderose@gaertner-schultz.de
Website: www.gaertner-schultz.de

Literatur

- Marsh, Ch. (2015). Dietrich Bonhoeffer. Der verklärte Fremde. Gütersloh.
Theißen, G.; Merz, A. (2011). Der historische Jesus 4. Aufl. Göttingen.

Kofferkinder und der schwierige Umgang mit Heimat

Zwischen Heimatverlust, Entfremdung und Neuaneignung

Azra Dzajic-Weber

Debatte um den Heimatbegriff

Über das Verhältnis von Migration und Heimat ist in Deutschland in den letzten Jahren politisch wie wissenschaftlich viel diskutiert worden, insbesondere seitdem vor etwa einem Jahrzehnt politisch anerkannt worden ist, was schon lange Realität war – dass Deutschland ein Einwanderungsland ist. Eine Gruppe ist dabei bisher vernachlässigt worden: die sogenannten Kofferkinder – nicht zuletzt, weil dieses Phänomen in der Migrationsdebatte bisher wenig Aufmerksamkeit gewinnen konnte.

Die Schwierigkeit mit der Debatte um »Heimat« liegt schon darin begründet, dass es keine allgemein akzeptierte Definition des Begriffs gibt. Mit Heimat ist im allgemeinsten Sinne die Nahwelt, eine räumlich-soziale Einheit mittlerer Reichweite gemeint. Die Vorstellung von Heimat als statische, als »heile Welt«, die auf der Dreiheit von Identität, Sicherheit und Tradition gründet, geht auf im 19. Jahrhundert entstandene Heimatbewegungen zurück, die im Widerstand gegenüber dem gesellschaftlichen Modernisierungsprozess das traditionelle Landleben idealisierten. Nach diesem Verständnis bezieht sich Heimat auf den Ort, in den man hineingeboren wird, in dem die frühen Sozialisationserfahrungen stattfinden, die Identität, Charakter und Weltsicht prägen. Demgegenüber betonen moderne Betrachtungen von Heimat ein dynamisches Konzept. Heimat ist demnach die Ausbildung sozialer Zugehörigkeiten und Gruppenidentitäten, diese beruht auf einer aktiven Rolle des Individuums und muss dem-

nach nicht beschränkt sein auf den ursprünglichen Geburts- und Lebensort. Heimat schließt in der modernen Gesellschaft ebenso die Möglichkeit der Beheimatung in einer neuen Lebenswelt ein.

Fünf Dimensionen scheinen im Zusammenhang mit der Wahrnehmung von Heimat bedeutend:

1. die räumliche Dimension: der Ort oder die Gegend, in der sich ein Individuum aufhält, in dem es lebt, sein Lebensraum;

Für die Kinder wurde der Koffer, mit dem ihre Eltern abreisten und regelmäßig zu Besuch kamen, zum vordergründigen Symbol ihrer Lebenssituation.

2. eine zeitliche Dimension: etwa die eigene Kindheit und Jugend, die im Kontext von Heimatgefühlen oft idealisiert wird;
3. die soziale Dimension: die Beziehung zu anderen Individuen und Gruppen in einem bestimmten Raum;
4. eine kulturelle Dimension: Sie bezieht sich auf Bräuche und Gewohnheiten, auf kulturelle Prägungen, die der/die Einzelne durch sein/ihr Leben in einem gewissen Lebensraum mitbekommt, dazu gehört aber auch ganz zentral die Sprache als Medium kultureller Heimat;
5. die emotionale Dimension: Heimat ist nicht zuletzt das Produkt subjektiven Empfindens, der subjektiven Einstellung zu Ort, Gesellschaft und persönlicher Entwicklung des/der Einzelnen in einem gewissen Lebensraum.

Aus dieser differenzierten Perspektive betrachtet gestaltete sich das Verhältnis von sogenannten

Kofferkindern in Deutschland zu Heimat außerordentlich vielschichtig und gebrochen.

Kofferkinder – ein Phänomen der Nachkriegsmigration

Was meint die Bezeichnung »Kofferkinder«? Sie bezeichnet Kinder, deren Eltern (vermeintlich) auf Zeit in ein anderes Land migriert sind und ihre Kinder im Heimatland vorübergehend zurückließen, wo sie in die Obhut von Verwandten gegeben wurden, und zwar in Bezug auf die sogenannten Gastarbeiter in Westeuropa in der Nachkriegszeit. Für diese Kinder (und Jugendlichen) wurde der Koffer, mit dem ihre Eltern abreisten und regelmäßig zu Besuch kamen, zum vordergründigen Symbol ihrer Lebenssituation. Gülcin Wilhelm, türkeistämmige Deutsche und selbst Kofferkind, hat diese Lebenssituation plastisch so beschrieben: »Die Eltern sind weg und kommen vielleicht einmal im Jahr für vier Wochen



Aus dem Film »Almanya« von Kasem Samdereli, BRD 2011 / INTERFOTO / NG Collection

Flucht vor der Heimat – ewige Trauer oder Aufbruch zu neuen Ufern?